



GASTON LEROUX

DER KLASSIKER DES HORRORS

DAS PHANTOM DER OPER

NULL
NP
PAPIER

Gaston Leroux

DAS PHANTOM DER OPER

Gaston Leroux

DAS PHANTOM DER OPER

Veröffentlicht im Null Papier Verlag, 2019

Übersetzung: Rudolf Brettschneider

EV: Ullstein, Berlin, 1912, 1928

1. Auflage, ISBN 978-3-962817-19-0

null-papier.de/679



null-papier.de/katalog

INHALTSVERZEICHNIS

Editorische Anmerkungen	2
Einleitung	3
Erster Teil – Erik	11
I – Ist es der Geist?	12
II – Eine neue Margarete	27
III – Ein geheimnisvoller Grund	41
IV – Loge Nr. 5	49
V – Die verzauberte Geige	65
VI – Ein Besuch in Loge Nr. 5	87
VII – Faust und die Folgen	90
VIII – Die geheimnisvolle Kutsche	107
IX – Der Maskenball	118
X – Das Geheimnis der Stimme	131
XI – Die Falltür	139
XII – Die Leier des Apoll	151
Zweiter Teil – Das Geheimnis der Falltür	180
XIII – Ein unerhörtes Ereignis	181
XIV – Sicherheitsnadel	194
XV – »Christine! Christine! ...«	201
XVI – Erstaunliche Enthüllungen	206
XVII – Wieder die Sicherheitsnadel	222
XVIII – Der Polizeikommissar, der Vicomte und der Perser	231
XIX – Der Vicomte und der Perser	239

XX – In den Kellern der Oper	250
XXI – Die Aufzeichnungen des Persers	272
XXII – Im Zimmer der Qualen	289
XXIII – So viele Fässer!	297
XXIV – Skorpion oder Heuschrecke	307
XXV – Das Ende	317
Epilog	328

DANKE

Danke, dass Sie sich für ein E-Book aus meinem Verlag entschieden haben.

Sollten Sie Hilfe benötigen oder eine Frage haben, schreiben Sie mir.

Ihr

Jürgen Schulze

EDITORISCHE ANMERKUNGEN

Diese Übersetzung fußt auf der Erstübersetzung von Rudolf Brettschneider aus dem Jahre 1912.

Leider wurden die Anmerkungen von Leroux der französischen Originalausgabe damals komplett „vergessen“, dies habe ich nachgeholt.

Des weiteren wurde das Deutsch der aktuellen Rechtschreibung – wo nötig und sinnvoll – angepasst.

Jürgen Schulze, November 2019

EINLEITUNG

IN DER DER AUTOR DIESES EINZIGARTIGEN WERKES DEM
LESER BERICHTET, WIE ER DAZU GEBRACHT WURDE, ZU
GLAUBEN, DASS DAS PHANTOM DER OPER WIRKLICH
EXISTIERT HAT.

Das Phantom hat wirklich existiert. Es war nicht bloß, wie man lange Zeit meinte, ein Hirngespinnst der Künstler, ein Aberglaube der Direktoren, ein Schauermärchen, das den erregten Köpfchen der Damen vom Ballett oder ihrer Mütter, der Logenschließerinnen, der Garderobieren und der Concierge, entsprang.

Ja, es hat leibhaftig existiert, obgleich es sich ganz und gar die Allüren eines wirklichen Gespenstes zulegte.

Ich war von allem Anfang an, da ich die Archive der Academie Nationale de Musique nachzuschlagen begann, einerseits durch die seltsame Übereinstimmung der Phänomene, die man dem Phantom zuschrieb, andererseits über die mystischen und fantastischen Einzelheiten der tragischen Ereignisse überrascht, und so kam ich bald auf den Gedanken, dass man möglicherweise doch imstande sein könnte, das eine durch das andere auf vernünftigem Weg aufzuklären. Die Ereignisse datieren etwa dreißig Jahre zurück, und es würde nicht schwerfallen, auch heute noch im Foyer einen oder den anderen alten Herrn zu finden, der sich daran erinnert, als wäre die Sache erst gestern gesche-

hen, an die geheimnisvollen und tragischen Umstände, die die Entführung der Christine Daaé begleiteten, das Verschwinden des Vicomte de Chagny und den Tod seines älteren Bruders, des Grafen Philippe, dessen Leiche man an dem steilen Rand des Teiches fand, der sich unter der Oper, gegen die Rue Scribe zu, ausbreitet. Doch keiner dieser Zeugen hatte bis heute eine Ahnung, dass diese schaurigen Ereignisse mit der fast sagenhaften Gestalt des Phantoms der Oper zusammenhingen. Bei einem Nachspüren, das sich alle Augenblicke an Begebenheiten stieß, die auf den ersten Blick ans Übernatürliche grenzten, kam ich der Wahrheit nur langsam näher.

Ich hatte mich viele Stunden lang in die »Erinnerungen eines Theaterdirektors« vertieft, ein unbedeutendes Buch dieses etwas zu skeptischen Herrn Moncharmin, dem während seines kurzen Engagements an der Oper das spukhafte Treiben des Phantoms ein Rätsel blieb und der sich so schnell wie möglich aus der Affäre zog, als er selbst das erste Opfer der Finanzoperation geworden war, die sich hinter den Kulissen der »Rätselhaften Entführung« abspielte.

Ärgerlich verließ ich die Bibliothek, als ich den lebenswürdigen Verwalter unserer Academie Nationale traf, der auf einem Treppenabsatz mit einem kleinen, lebhaften und koketten älteren Herrn sprach, dem er mich vergnügt vorstellte. Der Verwalter war über meine Nachforschungen unterrichtet und wusste, mit welcher Ungeduld ich vergeblich versucht hatte, das Verschwinden des Untersuchungsrichters der berühmten Affäre Chagny, des Herrn Faure, aufzu-

klären. Niemand hatte eine Ahnung, was aus ihm geworden war, ob er tot war oder sich noch am Leben befand.

Und nun, als er von Kanada zurückkehrte, wo er fünfzehn Jahre lang gelebt hatte, war sein erster Weg in Paris nach dem Sekretariat der Oper, um sich eine Freikarte zu holen. Dieser kleine alte Herr war niemand anderer als Herr Faure.

Wir verbrachten mehrere Stunden des Abends miteinander, und er erzählte mir alle Einzelheiten der Affäre Chagny, soweit sie ihm selbst bekannt waren. Das ganze Beweismaterial deutete auf einen abnormalen Geisteszustand des Vicomte und auf einen zufälligen Unglücksfall seines älteren Bruders, dennoch blieb er der Überzeugung, dass hier ein grauenhaftes Verbrechen vorliege, das sich zwischen den beiden Brüdern wegen der Christine Daaé abgespielt habe. Er wusste mir nicht einmal zu sagen, was aus Christine und dem Vicomte geworden war. Und als ich ihm von dem Phantom sprach, lächelte er nur ironisch. Auch er war von den seltsamen Tatsachen unterrichtet, die die Existenz eines außergewöhnlichen Wesens zu beweisen schienen, das einen der geheimnisvollsten Schlupfwinkel der Oper zu seinem Wohnsitz auserwählt hatte, und auch die »Entführungsgeschichte« war ihm bekannt. Doch hatte er in all dem nichts gesehen, was die Aufmerksamkeit eines Gerichtsbeamten auf sich ziehen könnte, der mit der Aufklärung der Affäre Chagny betraut war, und er glaubte damit genug getan zu haben, dass er einige Minuten lang einem Zeugen Gehör schenkte, der sich plötzlich gemeldet hatte, um zu bekräftigen, dass er dem Phantom begegnet

sei. Dieser Zeuge war ein Mann, den man in ganz Paris den »Perser« nannte und der allen Abonnenten der Oper wohl- bekannt war. Der Richter hatte ihn einfach für einen Geis- terseher genommen.

Man kann sich vorstellen, dass ich mich für diesen »Per- ser« sogleich lebhaft interessierte. Ich wollte um jeden Preis, wenn das noch möglich war, diesen wertvollen und originellen Zeugen wiederfinden. Mein Glück begünstigte mich wieder einmal, und ich entdeckte ihn bald in seiner kleinen Wohnung in der Rue de Rivoli, die er seit jener Zeit noch immer bewohnte und wo er fünf Monate nach mei- nem Besuch verschied.

Zuerst war ich natürlich misstrauisch, doch als der »Per- ser« mir mit kindlicher Offenherzigkeit alles erzählt hatte, was er selbst von dem Phantom wusste, und nachdem er mir alle Beweise, besonders aber die Korrespondenz Chris- tine Daaés zur Verfügung gestellt hatte – Briefe, die volles Licht auf ihr entsetzliches Schicksal warfen –, war für mich kein Zweifel mehr möglich. Nein! Nein! Das Phantom war mehr als ein Märchen.

Ich weiß wohl, man wandte ein, dass die ganze Korres- pondenz vielleicht gefälscht und möglicherweise in ihrem ganzen Umfang von jemandem fabriziert worden sei, des- sen Einbildungskraft natürlich von den verführenden Anek- doten genährt wurde, doch es ist mir glücklicherweise ge- lungen, die Handschrift Christines auch außer diesem in- teressanten Briefbündel aufzufinden, was mich instand setzte, einen Vergleich anzustellen, der alle meine Beden- ken zerstreute.

Schließlich kam noch die Aufforderung hoher Persönlichkeiten hinzu, die zur Affäre Chagny in engerer oder weiterer Beziehung standen oder mit der Familie befreundet waren, denen ich alle meine Dokumente vorgelegt, alle meine Beweismittel entrollt hatte. Ich habe von vielen Seiten die herzlichsten Ermutigungen erhalten und werde mir erlauben, an dieser Stelle einige Zeilen wiederzugeben, die der General D. seinerzeit an mich schrieb:

»Mein Herr!

Ich kann Ihnen nicht lebhaft genug zureden, die Resultate Ihrer Nachforschungen der Öffentlichkeit zu übergeben. Ich erinnere mich sehr wohl, dass einige Wochen vor dem Verschwinden der großen Sängerin Christine Daaé und vor der Tragödie, die im ganzen Faubourg Saint-Germain betrauert worden ist, im Foyer de la Danse viel von dem Phantom gesprochen wurde, und glaube, dass man auch nach dieser Affäre, die jedermann beschäftigte, viel davon gesprochen hat. Doch nun, da ich Ihren Ausführungen gefolgt bin, scheint es mir möglich, den Fall durch die Existenz des Phantoms zu erklären, und ich bitte Sie, mein Herr, uns noch mehr, uns alles über das Phantom zu entdecken. So geheimnisvoll dieses zu Anfang erscheinen mochte, es wird immer noch eher erklärlich sein als diese dunkle, von übelwollenden Menschen erfundene Geschichte, die uns weismachen will, dass zwei Brüder, die ihr ganzes Leben lang ein Herz und eine Seele gewesen waren, plötzlich zu erbitterten Todfeinden werden konnten.

Ich zeichne ...«

Ich durchstreifte also aufs Neue, mein Aktenmaterial in der Hand, die weite Domäne des Phantoms, den furchtbaren Schauplatz, den es zu seinem Reich gemacht hatte, und alles, was meine Augen erblickten, alles, was mein Verstand entdeckte, bekräftigte in bewunderungswürdiger Weise die Dokumente des »Persers«, als ein höchst erstaunlicher Fund meine Arbeiten endgültig krönte.

Man erinnert sich, dass vor Kurzem, als man den Untergrund der Oper aufgrub, um die phonographischen Aufnahmen der Künstler dorthin zu leiten, die Hacke der Arbeiter einen Leichnam ans Licht förderte. Nun hatte ich mit einem Schlag den Beweis, dass dieser Leichnam der des Phantoms der Oper war!

Ich ließ diesen Beweis sogleich von dem Verwalter selbst überprüfen, und nun ist es mir gleichgültig, wenn selbst die Zeitungen berichten, man habe ein Opfer der Kommune aufgefunden.

Die Unglücklichen, die zurzeit der Kommune in den Kellerräumen der Oper erschlagen worden waren, liegen keineswegs dort begraben. Es ist mir bekannt, wo man ihre Skelette finden kann: Weit entfernt von dieser unermesslichen Gruft, wo man während der Belagerung alle möglichen Mundvorräte aufgespeichert hatte. Gerade durch die Suche nach den Überresten des Phantoms war ich auf diese Fährte gekommen und hätte sie ohne diesen unerhörten Zufall der Eingrabung menschlicher Stimmen niemals entdeckt.

Doch wir werden später noch auf diesen Leichnam zu sprechen kommen und auf alles Übrige, was mit ihm zu-

sammenhängt. Nun aber möchte ich dieses Vorwort damit beenden, dass ich meinen allzu bescheidenen Komparsen herzlich danke, die mir eine so wertvolle Stütze waren und mit deren Hilfe es mir gelingen wird, vor den Augen des Lesers all diese Stunden der reinsten Liebe und des Schreckens bis in ihre kleinsten Details wiederaufleben zu lassen. Und das sind vor allem: der Herr Polizeibeamte Mifroid (der seinerzeit beim Verschwinden der Christine Daaé zur ersten Aufnahme des Tatbestandes gerufen wurde), Herr Sekretär Rémy, der Verwalter Mercier, der Gesangsdirektor Herr Gabriel und besonders auch Frau Baronin Castlot-Barbezac, die man unter dem Namen »die kleine Meg« kannte (und die sich dessen nicht schämt), der reizendste Stern unseres ausgezeichneten Ballettkorps, die älteste Tochter der ehrenwerten Frau Giry, der ehemaligen Logenschließerin, der auch die Loge des Phantoms zugeteilt war.¹

G. L.

1. Ich wäre undankbar, wenn ich nicht zu Beginn dieser schrecklichen und wahren Geschichte, der aktuellen Leitung der Oper erinnerte, die sich so freundlich für alle meine Untersuchungen zur Verfügung gestellt hat; insbesondere Herrn Messenger; auch dem sehr freundlichen Verwalter Herrn Gabion und dem sehr freundlichen Architekten, der der Erhaltung des Denkmals verpflichtet ist und nicht zögerte, mir die Werke von Charles Garnier zu

leihen, obwohl es fast sicher sein konnte, dass ich sie nicht zurückgeben würde. Schließlich muss ich noch die Großzügigkeit meines Freundes und ehemaligen Mitarbeiters M. J.-L. Croze öffentlich anerkennen, der es mir ermöglichte, auf seine bewundernswerte Theaterbibliothek zurückzugreifen und einzigartige Ausgaben daraus auszuleihen, die für ihn sehr wichtig waren. [<<<](#)

ERIK

I - IST ES DER GEIST?

An diesem Abend, an dem die Herren Debiegne und Poligny, die demissionierenden Direktoren der Oper, ihre letzte Galavorstellung veranstalteten, war die Garderobe der Sorelli, eines der leuchtendsten Sterne am Himmel des Tanzes, im Nu von einem halben Dutzend der Damen vom Ballett überschwemmt, die nach dem »Polyeucte« eben von der Bühne abgingen. Sie stürzten sich in größter Erregtheit hinein, die einen mit etwas affektiertem und unnatürlichem Lachen, die anderen mit Ausrufen des Entsetzens.

Die Sorelli, die einen Augenblick allein zu sein wünschte, um die Abschiedsworte noch einmal zu memorieren, die sie sogleich im Foyer an die Herren Debiegne und Poligny richten sollte, hatte ärgerlich diese wilde Horde hinter sich herstürmen sehen. Sie wendete sich nach ihren Kolleginnen um, erschreckt von dem tumultuarischen Spektakel. Die kleine Jammes – mit dem lieben Stumpfnäschen, den Vergissmeinnicht-Augen, den Rosenwangen und dem Liliennacken – war es, die mit wenigen Worten, mit vor Angst zitternder Stimme den Aufruhr erklärte:

»Wir haben das Phantom gesehen!«

Und sie sperrte die Tür ab. Die Garderobe der Sorelli war von offizieller und banaler Eleganz. Ein großer drehbarer Spiegel, ein Diwan, eine Toilette und einige Kasten bildeten das nötige Mobiliar. An den Wänden hingen einige Stiche, Erinnerungen ihrer Mutter, die die schönen Tage

der alten Oper in der Rue Le Peletier gekannt hatte.

Die Sorelli war sehr abergläubisch, und als sie die kleine Jammes vom Phantom sprechen hörte, schauerte sie leicht zusammen und sagte: »Gänschen!«

Und da sie eine der Ersten war, an Gespenster im Allgemeinen und an das der Oper im Besonderen zu glauben, wünschte sie sogleich näher unterrichtet zu sein.

»Ihr habt es gesehen?«, fragte sie.

»Wie ich Sie vor mir sehe«, antwortete stöhnend die kleine Jammes, die sich in einen Sessel hatte fallen lassen, da ihre Beine sie nicht mehr tragen wollten.

Und sogleich fügte die kleine Giry mit den Kirschenaugen, dem pechschwarzen Haar, dem dunklen Teint und dem schwächtigen Körperchen hinzu: »Ja, er war es, er ist schauderhaft hässlich!«

»Ja – o ja —«, tönte es von allen Seiten. Und sie plappernten alle durcheinander. Das Phantom war ihnen mit dem Aussehen eines Herrn im Gesellschaftsanzug erschienen, der plötzlich vor ihnen auf dem Gang aufgetaucht war – niemand wusste woher. Er hatte so plötzlich vor ihnen gestanden, dass man glauben konnte, er sei aus der Wand herausgetreten. »Ah —«, rief eine, die ihre Kaltblütigkeit noch so ziemlich beibehalten hatte, »— ihr seht das Phantom an allen Ecken!«

Und wirklich bildete das Phantom in der Oper seit einigen Monaten das Tagesgespräch, dieses Gespenst, das, schwarz gekleidet, wie ein Schatten das Gebäude von oben bis unten durchwanderte, das niemanden ansprach, das niemand anzusprechen wagte und das übrigens, sobald

man es nur erblickte, verschwunden war, ohne dass man ahnte, wie oder wohin. Ganz geräuschlos schritt es dahin, wie es einem wahrhaftigen Gespenst geziemt. Anfangs hatte man gelacht und seine Späße über diesen Geist in der Kleidung eines Elegant oder eines Leichenträgers gemacht, doch die Legende des Phantoms nahm im Corps de Ballet bald ungeheure Dimensionen an. Jede behauptete, diesem übernatürlichen Wesen begegnet oder das Opfer seiner Hexereien geworden zu sein.

War das Phantom eine Zeit lang unsichtbar geblieben, so zeigte es seine Gegenwart oder sein Vorbeikommen durch drollige oder traurige Vorfälle an, für die es der Aberglaube fast regelmäßig verantwortlich machte. Hatte man einen Unfall zu beklagen, hatte eine von den Balletteusen der anderen einen Possen gespielt oder war eine Puderquaste in Verlust geraten, – alles wurde dem Gespenst in die Schuhe geschoben, dem Phantom der Oper.

Und wer hatte es im Grunde wirklich zu Gesicht bekommen? Man begegnete so vielen schwarz gekleideten Herren in der Oper, die keine Gespenster sind. Dieser aber hatte eine Eigentümlichkeit an sich, deren sich nicht jeder rühmen konnte: Er war ein Skelett.

Wenigstens behaupteten dies die Damen. Und natürlich hatte er auch einen Totenkopf.

War dies alles ernst zu nehmen? Tatsache ist, dass diese Vorstellung eines Skeletts aus der Beschreibung entstand, die Joseph Buquet, der Maschinenmeister, der es wirklich gesehen haben wollte, von dem Phantom entworfen hatte. Er war mit der mysteriösen Persönlichkeit auf der kleinen

Treppe, die – hart an der Rampe – direkt zur Unterbühne hinabführte, buchstäblich zusammengeprallt, und er schilderte jedem, der es hören wollte, das Operngespenst mit folgenden Worten: »Es ist von einer unglaublichen Magerkeit, und sein schwarzer Anzug hängt schlotternd auf einem Knochengerüst. Seine Augenhöhlen sind so tief, dass man die unbeweglichen Augäpfel nur undeutlich sieht. Man sieht eigentlich nicht mehr als zwei große schwarze Löcher, wie bei einem Totenschädel. Seine Haut ist wie Pergament über die Knochen gespannt und ist nicht weiß, sondern schmutzig-gelb. Seine Nase ist so winzig, dass sie im Profil kaum sichtbar ist. Und das Fehlen dieser Nase macht einen schrecklichen Eindruck. Drei oder vier lange Flechten über der Stirn und hinter den Ohren bilden seinen ganzen Haarwuchs.«

Vergeblich hatte Joseph Buquet diese fremdartige Erscheinung verfolgt. Sie war wie durch Zauber verschwunden, und er war nicht imstande, ihre Spur wiederzufinden.

Der Maschinenmeister war ein ernster, gesetzter Mann mit wenig Fantasie und durchaus kein Trunkenbold. Seine Worte riefen Bestürzung und Interesse hervor, und sogleich fanden sich Leute, die ihrerseits erzählten, dass auch sie einem Schwarzgekleideten mit einem Totenschädel begegnet seien.

Die verständigen Leute, denen diese Geschichte zu Ohren kam, behaupteten zuerst, Joseph Buquet sei wohl das Opfer eines seiner Untergebenen geworden. Dann aber ereigneten sich Schlag auf Schlag so seltsame und unerklärliche Begebenheiten, dass selbst den ärgsten Spöttern Beden-

ken aufstiegen.

Ein Feuerwehrleutnant hat doch ein wenig Courage, er fürchtet sich nicht so leicht, er wird sich besonders vor dem Feuer nicht fürchten.

Nun hatte der infrage stehende Leutnant einen Inspizierungsgang durch die Unterbühne unternommen und sich dabei – wie es scheint – etwas von seinem gewöhnlichen Weg entfernt. Wenige Augenblicke später aber war er bleich, außer sich, zitternd und mit verstörtem Blick wieder auf der Bühne erschienen und der Mutter der kleinen

Jammes fast ohnmächtig in die Arme gesunken.¹ Und warum? Weil er in Haupteshöhe, doch ohne Körper, einen feurigen Kopf auf sich loskommen sah. Und ich wiederhole, dass ein Feuerwehrleutnant doch – weiß Gott – das Feuer nicht fürchtet. Dieser hieß Papin.

Das Ballettkorps war außer sich. In dem Augenblick, da sich ein Feuerwehrleutnant nicht schämte, in Ohnmacht zu fallen, konnte man den Koryphäen und den Ballettmädeln ihre Angst nicht verübeln, die sie die Flucht ergreifen ließ, so schnell sie nur ihre kleinen Füßchen tragen konnten, sobald sie an irgendeinem dunklen Loch in den schlecht erleuchteten Gängen vorüber mussten.

Das ging so weit, dass die Sorelli selbst, um das so schrecklichen Zaubereien verfallene Haus nach Möglichkeit zu schützen, am Tag nach dem Abenteuer des Feuerwehrleutnants, umgeben von allen Tänzerinnen und von dem ganzen Kinderschwarm des Balletts gefolgt, auf dem Tisch der Portierloge, die neben dem Administrationshof gelegen ist, ein Hufeisen anbrachte, das jeder – außer den Zuschauern –,

der das Opernhaus betrat, berühren musste, ehe er seinen Fuß auf die erste Stufe der Treppe setzte. Und wer sich davon ausschloss, dem drohte die Gefahr, die Beute der dunklen Macht zu werden, die sich des Gebäudes von den Kellerräumen bis zum Speicher bemächtigt hatte.

Dieses Hufeisen, das ich – wie ja übrigens die ganze Geschichte – durchaus nicht erfunden habe, kann man noch heute an dem Tisch angenagelt sehen, wenn man die Oper durch den Administrationshof betritt.

Aus all dem gewinnt man leicht ein Bild von dem Seelenzustand der Damen an dem Abend, da wir mit ihnen in die Garderobe der Sorelli eindringen.

»Es ist das Phantom!«, hatte die kleine Jammes ausgerufen und die Unruhe der Tänzerinnen damit nur gesteigert. Ein banges Schweigen herrschte nun in der Garderobe, und man hörte nichts als das lebhafteste Atemholen. Endlich murmelte Jammes, die sich mit allen Zeichen eines ungeheuchelten Schreckens in die hinterste Zimmerecke gestürzt hatte: »Hört doch!«

Und tatsächlich schien es allen, als wäre hinter der Tür ein Rascheln hörbar. Kein Schritt war zu vernehmen, man hätte meinen können, ein leichter Seidenstoff glitte über die Türfüllung. Dann blieb es still. Die Sorelli bemühte sich, weniger kleinmütig zu erscheinen als ihre Kolleginnen. Sie schritt auf die Tür zu und fragte mit unschuldiger Stimme: »Wer ist da?«

Doch niemand antwortete ihr.

Und da sie die geringsten ihrer Gesten von aller Augen beobachtet fühlte, zwang sie sich, mutig zu erscheinen,

und rief sehr laut: »Ist jemand da hinter der Tür?«

»O ja, ja, gewiss ist jemand hinter der Tür!«, wiederholte Meg Giry, die sich heldenhaft an dem Tüllkleid der Sorelli festhielt. »Mein Gott, öffnet die Tür um alles in der Welt nicht!«

Doch die Sorelli, mit einem Dolch bewaffnet, den sie stets bei sich trug, wagte es, den Zimmerschlüssel umzudrehen und die Tür zu öffnen, während die Tänzerinnen bis in den Ankleideraum zurückflüchteten.

Die Sorelli spähte couragiert in den Gang hinaus. Er war völlig leer; eine Schmetterlingsflamme in ihrem Glasbehälter warf einen trüben, roten Schein in die umgebende Dunkelheit, ohne sie durchdringen zu können. Und mit einem tiefen Seufzer schloss die Tänzerin rasch die Tür. »Nein«, sagte sie, »es ist niemand draußen.«

»Und dennoch haben wir es gesehen«, beteuerte James noch einmal und kehrte ängstlichen Schrittes zur Sorelli zurück. »Es muss irgendwo in der Nähe herumstreifen. Ich getraue mich nicht in die Garderobe zurück, um mich umzukleiden. Es wäre am besten, wir gingen sogleich alle miteinander ins Foyer hinunter, zur Abschiedsfeier, und kehrten dann alle zusammen zurück.«

Nach diesen Worten berührte das Kind andächtig den Korallenanhänger, der sie als Talisman vor allem Übel bewahren sollte. Und die Sorelli zeichnete ihr mit der rosigen Nagelspitze ihres rechten Daumens ein Andreaskreuz auf den Holzring am Goldfinger ihrer linken Hand.

Sie sagte zu den kleinen Tänzerinnen: »Kinder, ihr müsst euch beruhigen, das Phantom ... niemand hat es viel-

leicht wirklich gesehen.«

»Doch, doch, wir haben es gesehen! Gerade vorhin haben wir es gesehen. Mit dem Totenschädel und dem schwarzen Anzug, wie an dem Abend, wo es Joseph Buquet erschien!«

»Und auch Gabriel hat es gesehen!«, fiel die Jammes ein. »Gestern erst, gestern Nachmittag – bei helllichem Tag.«

»Gabriel? Der Gesangsmeister?«

»Aber freilich – haben Sie nicht davon gehört?«

»Und er trug seinen Frack am helllichten Tag?«

»Wer? Gabriel?«

»Aber nein – das Phantom!«

»Freilich trug er ihn!«, beteuerte die Jammes. »Gabriel selbst hat es mir gesagt. Gerade daran hat er es ja erkannt. Sehen Sie, die Geschichte trug sich folgendermaßen zu. Gabriel war im Büro des Regisseurs. Plötzlich tut sich die Tür auf, und der Perser kommt herein. Ihr wisst ja, dass der Perser den bösen Blick hat?«

»Ja – o ja —«, riefen die kleinen Tänzerinnen und streckten, sobald der Name des »Persers« gefallen war, Zeigefinger und kleinen Finger wie Hörner dem bösen Geschick entgegen, während Mittelfinger und Ringfinger vom Daumen festgehalten wurden.

»Und weil nun Gabriel abergläubisch ist«, fuhr die Jammes fort, »zugleich aber sehr höflich, so begnügt er sich, ganz ruhig seine Hand in die Tasche zu stecken und seine Schlüssel zu berühren, sobald er den Perser zu Gesicht bekommt ... Nun gut! Sowie der Perser die Tür aufmacht,

springt Gabriel von seinem Fauteuil² auf und zum Kasten-
schlüssel hin, um irgendetwas Eisernes berühren zu kön-
nen! Bei diesem Sprung zerriss er sich den ganzen Rock-
schoß und stieß in der Eile des Hinausgehens mit der Stirn
an einen Gardinenhalter, wovon er jetzt noch eine riesige
Beule trägt. Als er dann hastig zurückfuhr, riss er sich den
Arm an dem Paravent auf, der neben dem Klavier steht. Er
wollte sich auf das Klavier stützen, doch unglücklicher-
weise streifte er dabei an den Deckel, der ihm auf die Hand
fiel und ihm die Finger einklemmte. Er stürzte wie ein
Wahnsinniger aus dem Büro und eilte die Stiege in solcher
Hast hinunter, dass er ausglitt und die ganze Treppe bis
zum ersten Stock hinunterpurzelte. Eben in diesem Mo-
ment kam ich mit Mama vorbei. Wir eilten hin, um ihm auf-
zuhelfen. Er war ganz zerschunden und hatte das Gesicht
so voll Blut, dass wir lebhaft erschrakten. Bald darauf aber
lächelte er wieder und rief aus: ›Ich kann Gott danken, dass
ich so billig davongekommen bin!‹ Und darauf erzählte er
uns sein ganzes Missgeschick, das nur aus seinem Entset-
zen entsprang, als er hinter dem Perser das Phantom er-
blickt hatte, das Gespenst mit dem Totenschädel, wie es Jo-
seph Buquet geschildert hat.«

Ein bestürztes Gemurmel folgte dieser seltsamen Erzäh-
lung, die die Jammes ganz außer Atem gebracht hatte. In
solcher Eile hatte sie ihren Bericht hervorgesprudelt, als ob
ihr das Phantom auf den Fersen sei. Die kleine Pause, die
nun eintrat und während deren sich die Sorelli sehr nervös
die Nägel polierte, wurde von der kleinen Giry mit zaghaf-
ter Stimme unterbrochen.

»Joseph Buquet täte gut daran, den Mund zu halten«, bemerkte sie.

»Ja, warum denn?«, fragte man von allen Seiten.

»Meine Mama – hat – es – gesagt«, stammelte die kleine Meg ganz leise, indem sie um sich sah, als fürchte sie, noch von anderen Ohren gehört zu werden.

»Und warum ist sie dieser Meinung, deine Mutter?«

»Pst – Mama sagt, dass das Phantom ärgerlich wird, wenn man zu viel von ihm spricht.«

»Und wie kommt deine Mama zu dieser Meinung?«

»Weil ... nämlich ... ah, nichts.«

Diese geheimnisvollen Andeutungen waren vortrefflich geeignet, die Neugierde der Damen aufs Äußerste zu spannen, die sich um die kleine Giry drängten und sie anflehten, sich deutlicher auszudrücken. Schulter an Schulter standen sie um sie herum.

»Ich habe geschworen, nichts zu sagen«, flüsterte Meg fast unhörbar. Doch sie ließen ihr keine Ruhe und versprachen, das Geheimnis so gut zu bewahren wie Meg selbst, die übrigens danach brannte, ihre Weisheit auszukramen, und endlich – die Augen auf die Tür geheftet – begann:

»Nun denn ... wegen der Loge!«

»Welcher Loge?«

»Wegen der Loge des Phantoms.«

»Was? ... Das Phantom hat eine Loge?«

Bei dem Gedanken, dass das Phantom seine Loge habe, konnten die kleinen Tänzerinnen die mit Entsetzen gemischte Freude ihres Erstaunens nicht zurückhalten. Ein allgemeines Stöhnen ging durch den Raum, und sie riefen:

»Um Gottes willen, erzähle, erzähle!«

»Macht keinen solchen Lärm!«, befahl Meg. »Es ist die erste Rangloge Nr. 5, wisst ihr ... die erste Proszeniumsloge links.«

»Unmöglich ...«

»Es ist, wie ich euch sage. Mama ist dort Logenschließerin. Aber ihr schwört mir, darüber zu schweigen!«

»Aber ja! Doch erzähle nur weiter!«

»Nun gut. Das ist die Loge des Phantoms. Niemand hat sie seit über einem Monat betreten als das Phantom, und man hat sogar die Direktion beauftragt, diese Loge niemals mehr zu vermieten ...«

»Wirklich? ... Kommt das Phantom dorthin?«

»Nun, gewiss.«

»Und wer ist sonst noch dort?«

»Niemand sonst! Das Phantom kommt und bleibt ganz allein.«

Die kleinen Tänzerinnen sahen sich gegenseitig an. Wenn das Phantom in die Loge kommt, so müsste man es doch sehen, da es einen Frack hatte und einen Totenschädel. Das wollten sie auch Meg begreiflich machen, diese aber antwortete: »Das ist es ja gerade, das Phantom ist unsichtbar, es hat weder einen Anzug noch einen Kopf. Alles, was man über seinen Totenkopf erzählt hat und über ein feuriges Haupt, ist einfach erlogen. Es ist überhaupt nicht zu sehen. Man hört es nur, wenn es in der Loge ist. Mama hat es nie zu Gesicht bekommen, nur gehört, und sie muss es wissen, da sie ihm alle Abende das Programm gibt!«

Nun aber wurde es selbst der Sorelli zu bunt. »Meine

kleine Giry, ich glaube, du hältst uns zum Narren!«

Da begann die kleine Giry zu weinen.

»Ich hätte besser getan, den Mund zu halten ... Wenn nur Mama nichts davon erfährt. Joseph Buquet aber sollte sich nicht um Dinge kümmern, die ihn nichts angehen ... Das wird ihn noch ins Unglück bringen ... Mama hat es erst gestern wieder gesagt ...!«

In diesem Augenblick wurden im Gange schwere und eilige Schritte hörbar, und eine keuchende Stimme rief: »Cécile! Cécile! Wo bist du?«

»Das ist Mamas Stimme!«, sagte die Jammes. »Was ist denn los?« Und sie öffnete die Tür. Eine würdige Matrone stürzte in die Garderobe und ließ sich ächzend in einen Fauteuil fallen. Ihre Augen rollten wie bei einer Irrsinnigen und funkelten Unheil verkündend in ihrem krebssroten Gesicht.

»Welch ein Unglück!«, stöhnte sie. »Welch ein Unglück! ...«

»Was ist geschehen ... um Gottes willen ...? Was gibt es?«

»Joseph Buquet ...«

»Nun, was ist mit Joseph Buquet ...?«

»Joseph Buquet ist tot!«

Die Garderobe widerhallte von lebhaften Äußerungen, von erstaunten Protesten, von bestürzten Fragen.

»Ja ... eben fand man ihn im dritten Unterstock erhängt! Und das Fürchterlichste ist«, setzte die arme, würdige Dame – außer Atem – hinzu, »dass die Maschinisten, die ihn fanden, in der Nähe des Leichnams ein Geräusch ge-

hört haben wollen – wie einen Totengesang!«

»Das ist das Phantom!«, entfuhr es der kleinen Giry, doch sie besann sich sogleich und hielt die Hände vor den Mund. »Nein! Ich will nichts gesagt haben ... ich habe nichts gesagt!«

Rings um sie wiederholten alle ihre Kolleginnen mit leiser Stimme: »Ganz gewiss! ... Das Phantom! ...«

Die Sorelli war bleich geworden. »Ich werde nicht imstande sein, meine Abschiedsrede zu halten!«, sagte sie.

Jammes' Mama gab ihre Meinung ab, indem sie ein kleines Glas Likör leerte, das herrenlos auf dem Tisch stand: »Dahinter muss das Phantom stecken! ...«

In Wahrheit hat man niemals recht erfahren, auf welche Weise Joseph Buquet ums Leben gekommen war. Die Aufnahme des Tatbestandes ergab nichts anderes als Selbstmord. In den »Memoiren eines Theaterdirektors« erzählt Moncharmin, einer der Nachfolger der Herren Debiegne und Poligny, die Nebenumstände des Selbstmords folgendermaßen:

»Ein peinlicher Unfall hat das kleine Fest gestört, das die Herren Debiegne und Poligny aus Anlass ihres Abschieds veranstalteten. Ich befand mich im Direktionsbüro, als ich plötzlich Herrn Mercier – den Administrator – eintreten sah. Er war ganz verstört und erzählte mir, dass man eben im dritten Unterstock der Bühne, zwischen einem Balkengerüst und einer Dekoration des ›Roi de Lahore‹, den Leichnam eines Maschinisten entdeckt habe. ›Gehen wir ihn abschneiden‹, rief ich sofort. Während der Zeit, die ich brauchte, um die Stiege hinunterzulaufen und